

II. 18.

Ernst Kaiser

Titisee-Neustadt

Holland, Monte Cassino, Budapest – und Schlageten

In den **Niederlanden** als Sohn deutscher Eltern geboren. Der Vater stammte aus **Höchenschwand**. Mit 16 Jahren im damals deutsch besetzten Holland für die Wehrmacht gemustert, RAD, unmittelbar anschließend zum Artillerieregiment 179 nach **Diedenhofen** eingezogen. Als Rekrut nach Verdun, Bez und im Dezember 1943 an die **Monte-Cassino-Front**. Nach ca. 6wöchigem Fronteinsatz als Hilfskrankenträger zu dem den „Fallschirmjägern“ unterstellten österreichischen Artillerieregiment 96. Über Monate hinweg wurde trotz 10facher feindlicher Übermacht die von Hunderten Granateinschlägen umgeplügte Stellung gehalten, bis etwa Mitte Mai die Front ins Rollen kam. Hinhaltende Abwehrkämpfe mit planmäßigem Rückzug bis im Herbst die Po-Ebene erreicht war Dann Wechsel an die ungarische Front – Kampf um **Budapest**. 1945 langsamer Rückzug. Bei Kriegsende noch etwa 180 km tief in der **Tschechei**. Als „Artilleristischer Rechner“ mit eigenem Gespannwagen für Rechengerät und Kartenmaterial schlägt er sich mit seinem Fahrer bis **Hohenfurth/Rosenheim** ins äußerste amerikanische Gefangenenlager durch. Im Westen beheimatete Gefangene wurden von den Amerikanern nach 10 Hungertagen mit provisorischem Entlassungsschein entlassen, der Rest wurde anschließend mit dem Lager den Russen übergeben. Fußmarsch mit Kameraden durch ganz Bayern bis zur Iller; jenseits französisches Besatzungsgebiet. Warnung, Entlassungsschein werde dort nicht anerkannt. Statt weiter zur Mutter, die nach **Schlageten/Albtal** evakuiert worden war, Arbeit bei einem Bauern. Nach 2 Monaten erneuter Versuch – durch eine glückliche Fügung bekommt er in **Biberach** auch den französischen Entlassungsstempel. Von dort über Waldshut nach Schlageten. Schulen noch geschlossen, so lernt er für sich, unterstützt in **St. Blasien** vom Physiker Dr. Busse, Kurs mit seiner Tochter und anderen in dessen Wohnzimmer; viermal die Woche zu Fuß nach St. Blasien und zurück. In den sprachlichen Fächern steht ihm der im Ruhestand lebende, nach Schlageten evakuierte Prof. Gött bei, ein Vetter des Schriftstellers Emil Gött. Erinnerungen an den alltäglichen Mangel, für Geld allein fast nichts zu haben, z.B. auch keine Streichhölzer, aber ein Streifen der bereits wieder erschienen BZ und einen Zigarrenanzünder, um den Ofen anzuzünden. Fahrradreifen zu Schuhsohlen verarbeitet. Im Haus evakuierte Tante aus Berlin mit Tochter. Wasser vom Brunnen, WC auf dem Hof. Im Sommer 1946 Aufnahmeprüfung in das Oberreal-Gymnasium **Waldshut**; wohnt im Waldshuter Kolpinghaus, den Zeitumständen entsprechend gütig versorgt von Ordensschwwestern; Schulspeisung aus Schweizer Spenden. Bald darf er außerplanmäßig in die Oberprima wechseln. Schulbücher aus der NS-Zeit dürfen nicht verwendet werden – Schulausschluß droht, andere gibt es jedoch nicht; deshalb Besorgnis bei einer Schultaschenkontrolle durch den französischen Schulbeauftragten aufzufallen; die französische Lehrerin deckt die Schüler. Dann Abiturabnahme durch unbekannte Prüfer nach französischem Prüfungsmuster in **Lörrach**. Ingenieurstudium an der TH Karlsruhe bis Ende 2. Semester. Vater kehrt aus niederländischer Gefangenschaft zurück. Sohn muß Studium abbrechen und in dem vom Vater in Deutschland vor vielen Jahren erworbenen und seither von Onkel verwaltetem Geschäft mithelfen; Kaufmannslehre mit Abschluß – Tätigkeit bei Bücherrevisor und Steuerberater – Studium der Wirtschaftswissenschaften mit Abschluß als Dipl.-Kfm. und Dipl.- Handelslehrer – später Studiendirektor. Er ist heute 80 Jahre alt.

Vorspann:

Als in den Niederlanden geborener und dort aufgewachsener Sohn deutscher Eltern erlangte ich die deutsche Staatsangehörigkeit. Mein Vater stammte aus Höchenschwand, weshalb mir auch dort Heimatrecht zuerkannt wurde. Im Alter von 16 Jahren wurde ich in den damals deutsch besetzten Niederlanden für die Wehrmacht gemustert und ein knappes Jahr später kurzzeitig zum RAD mit unmittelbarem Übergang zum Artillerieregiment 179 nach Diedenhofen eingezogen. Dort, wo ich einen

ehemaligen Klassenkameraden unserer deutschen Oberschule Amsterdam wieder traf, verweilten wir nur wenige Tage. Dann ging es über Metz nach Verdun, wo wir einen Teil unserer Rekrutenausbildung erhielten; später für unsere restliche Rekrutenzeit nach Bez (ca. 80 km nordöstlich von Paris).

Im Dezember 1943 kam ich zum Fronteinsatz an die Monte-Cassino-Front (Italien), zunächst als Hilfskrankenträger, um die vielen Verwundeten unter ständigem Beschuß^{1[1]} von der HKL (Hauptkampflinie) zu den Sankas (Sanitätskraftwagen) zu tragen. Etwa 4 – 6 Wochen später, als wieder ausreichend ausgebildete Sanitäter verfügbar waren, kam ich zum österreichischen Artillerieregiment 96/12. Batterie. Ich habe sämtliche Schlachten um den Monte-Cassino sowie den gesamten Rückzug bis in die Po-Ebene stets an der Front erlebt. Im Herbst 1944 wurde unsere Artillerie-Abteilung nach Ungarn verlegt (Kampf um Budapest). Von dort im Verlauf des Frühjahres allmählicher Rückzug durch die Tschechei.

Bei Kriegsende standen wir noch ca. 180 km tief in der Tschechei. Um den 10. oder 11. Mai gelang es mir, inzwischen zum „Artilleristischen Rechner“ avanciert und deshalb für mein Rechengerät und mich über ein eigenes Fahrzeug verfügend, mit meinem Fahrer an der tschechisch-niederösterreichischen Grenze bei Hohenfurth–Rosenheim in amerikanische Gefangenschaft zu geraten. Zehn Tage später wurde ich dort mit einem provisorischen amerikanischen Entlassungsschein entlassen. Ich marschierte, stets von Kameraden begleitet, zu Fuß durch ganz Bayern. Eine allerbeste Erinnerung an die Gefälligkeit unserer Bayern, die uns Heimkehrenden stets freigiebig mit Nahrung und Obdach versorgten, ist mir seitdem stets verblieben. (Vorspann-Ende)

Nachdem wir die Reste einer gesprengten Eisenbahnbrücke an der Iller überquert hatten, waren wir ins französische Besatzungsgebiet gelangt. Schon auf dem Wege dorthin waren wir verschiedentlich von Zivilisten gewarnt worden: „Geht bloß nicht in die französische Zone hinüber. Dort zerreißen die Franzosen einfach eueren amerikanischen Entlassungsschein und stecken euch wieder, diesmal in französische Gefangenschaft“. Dennoch wollte man alles genau erkunden und doch, so irgendwie möglich, den Treffpunkt der Familie erreichen, der für mich Schlageten im Albtal war, der also in der südbadischen französischen Besatzungszone lag.

Dort hatte meine Familie noch ein von den Urgroßeltern über die Großeltern geerbtes Hausgrundstück. Meine Mutter war, einem zwingenden Aufruf der Deutschen Kolonie Amsterdam folgend, im August 1944 nach dorthin evakuiert worden. Mein Vater, damals schon 57 Jahre alt, war etwa 1 ¼ Jahr nach mir in den Niederlanden noch einmal zum deutschen Militär eingezogen worden.

So war ich mit meinem Kameraden noch etwas weiter in das französisch besetzte Gebiet eingedrungen. Fast hätten uns die Franzosen dann doch geschnappt. Eilig traten wir den Rückzug zur gesprengten Eisenbahnbrücke wieder an. Dort ruhte ich mich am Bahndamm aus. Mein älterer Kamerad, in landwirtschaftlichen Angelegenheiten erfahren, hatte inzwischen bei einem Bauern

^{1[1]} Die mitgeführte Rotkreuzfahne wurde von den Alliierten nicht geachtet!

Unterschlupf gefunden. Nun überlegte ich bei gedrückter Stimmung, „Was machst du jetzt, wohin? Heim zur Mutter kannst du nicht, und von der Landwirtschaft verstehst du auch nichts.“

Während ich so missmutig vor mich hinstarrte, gesellte sich plötzlich ein polnischer Fremdarbeiter zu mir und fragte, da er heim wolle, ob ich nicht an seiner Stelle bei seinem Bauern tätig werden wolle. Er wolle mir seinen Bauern schicken. Der kam auch sofort, und natürlich fragte er mich gleich, ob ich etwas von der Landwirtschaft verstünde. Wieder musste ich passen, versprach aber, mich redlich bemühen zu wollen. So wollte er es mit mir versuchen. Als ich dann am Nachmittag mit aufs Feld gezogen war und aus Leibeskräften einen Heizenpfahl nach dem anderen in den Boden rammte und dann sogar mit Hüh, Hott und Brr die Pferde lenkte, strahlte mein Bauer bereits über sein ganzes Gesicht und meinte: „Von der Landwirtschaft verstehen Sie doch so einiges“.

Es waren gute Christenmenschen. Ich blieb etwa zwei Monate, bis gemunkelt wurde, nun würden auch die Franzosen amerikanische Entlassungsscheine anerkennen. So machte ich mich mit den besten Wünschen und der Maßgabe versehen, ich dürfe auch jederzeit wiederkommen, denn eines Morgens auf den Weg nach Biberach, von wo aus es nun eine Bahnverbindung geben musste. Unterwegs hielt ich einen Milch-LKW an, der mich bis Biberach mitnahm. Er geriet in eine Franzosen-Kontrolle. Ich hatte mich seitlich flach hinter die Seitenbegrenzung der Ladepritsche gelegt und hatte das Glück, nicht entdeckt zu werden; man untersuchte nicht die mit Kannen bestückte Ladefläche, und niemand verriet mich. Schon beim Aufsteigen hatte mir der Beifahrer gesagt: „Wir halten ganz in der Nähe jener Stelle, wo es die französischen Bestätigungsstempel auf amerikanische Entlassungsscheine gibt.“

So war es dann auch, und gerade bei meiner Ankunft traf ein amerikanischer LKW^{2[2]} mit deutschen Kriegsgefangenen ein, die dort ihren Franzosenstempel erhalten sollten. Ich schmuggelte mich darunter und erhielt ebenfalls diesen begehrenswerten Stempel. Am nächsten Morgen konnte ich gehen, und es gab nun sogar einen Zug, der mich bis Waldshut bringen würde. Mangels Kohlen wurden die Lokomotiven mit Sterholz geheizt. In der Bahn wurde ich nun nach allem Überstandenen doch vor lauter Hunger fast ohnmächtig; aber es gab sich wieder.

Am Abend gegen 20.30 Uhr traf ich mit einem anderen Kameraden, der nach Höchenschwand musste, in Waldshut ein. Die Kaiserstraße wimmelte nur so von französischem Militär, was uns in unseren alten Wehrmachtsuniformen nicht eben geheuer erschien. So machten wir uns trotz der späten Stunde – Sperrstunde ab 21.00 Uhr – doch noch auf den Weg in Richtung Eschbach. Bei Eschbach hatten die Franzosen eine Sperre aufgebaut, der wir uns treuherzig näherten; denn wir fühlten uns nun gerechterweise doch auch von den Franzosen entlassen.

^{2[2]} Die Männer standen aufrecht, dicht gedrängt auf der flachen Ladepritsche. Nur von einem Seil umschlungen, das vom Führerhaus zum Führerhaus reichte, welches allein sie vor dem Herunterfallen schützte, die typische damalige Art amerikanischen Gefangenentransportes, wie er immer wieder beobachtet werden konnte.

Mit auf uns gerichteten Maschinenpistolen wurden wir dort empfangen. Wie ein kleiner Napoleon plusterte sich der dort kommandierende Sergeant auf, als er uns nach unseren Entlassungsscheinen fragte. Ich reichte ihm den Meinigen, den er sofort mit beiden Händen wie zum Einreißen anfasste. Schnell deutete ich auf den französischen Stempel. Mit einer Unmutsbewegung reichte er mir den Schein zurück. Nun kam mein Kamerad an die Reihe. Doch dieser hatte eben auch den bewussten Stempel. Das war dem kleinen Sergeanten dann doch zuviel, und er verpasste meinem Kameraden eine schallende Ohrfeige. Begründung: Er hätte „Merci“ sagen müssen.

Wir durften weiterziehen. Nun galt es rasch ein Obdach für die Nacht zu finden; denn es waren nur noch wenige Minuten zum Beginn der Sperrstunde, und einen gerechtfertigten Anlass, uns festzunehmen, noch dazu so dicht vor unserem Wiedersehen mit der Familie, wollten wir den Franzosen natürlich gewiss nicht geben. Erstmals wurde unsere Bitte, im Heuschöber übernachten zu dürfen, vom nächsten Bauern nicht erfüllt, und wir schliefen die Nacht bei Flüchtlingen auf dem Boden des Wohnzimmers. In Bannholz trennte ich mich von meinem Begleiter und traf im Verlauf des späten Vormittags im Anwesen meiner Familie ein, wo ich von meiner Mutter freudig empfangen wurde.

Wieder ein Zuhause hatte ich zwar nun; doch wie sollte es weitergehen? Klug und umsichtig hatte meine Mutter für alle Fälle schon früh von mir etwas Kleidung und meine Schulbücher nach dort geschickt, vielleicht weil, was mir aufgrund meiner Erfahrungen an der Front geboten erschien, ich meinen Eltern dringend geraten hatte, nach Deutschland zurückzukehren^{3[3]}. Mein Vater allerdings mochte nichts davon wissen, sein mühsam aufgebautes Geschäft nicht preisgeben.

Eine erste Nachricht von ihm erhielten wir erst fast drei Jahre später; denn beim Versuch, sein Geschäft wieder selbst zu übernehmen, geriet er in niederländische Kriegsgefangenschaft. Das Geschäft und die gesamten Ersparnisse meiner Eltern auf der Bank wurden als „deutsches Feindvermögen“ beschlagnahmt. Wir lebten nun zunächst von dem geringeren Ersparnisteil meiner Eltern, das meine Mutter schon vorsorglich nach Deutschland transferiert hatte.

Anfangs brachte ich im Haus Verschiedenes wieder in Ordnung, baute eine neue Kellertreppe, erneuerte den Gartenzaun, der angefaulte Haustürpfosten musste wieder angehoben werden, baute einige Hocker, für die Feuerstelle musste auch ständig Holz herbeigeschafft und gerichtet werden, dann half ich für einige Zeit wieder in der Landwirtschaft aus, um etwas Nahrhaftes zu ergattern; denn die Lebensmittelzuteilungen waren karg.

Natürlich musste auch wieder an ein Weiterkommen gedacht werden, und voller Wissensdurst vertiefte ich mich wieder in meine Schulbücher. Die Schulen waren noch geschlossen, da praktisch alle Lehrer in der Zeit des Dritten Reiches in der Partei gewesen sein mussten und es deshalb fast keine politisch unbelasteten Lehrer gab, die nun noch unterrichten durften. Das nächste Städtchen

^{3[3]} Für mich ein riskanter Ratschlag; denn meine Feldpostbriefe an meine Eltern in den Niederlanden wurden geöffnet, gelesen und mit einem Klebestreifen, „Geöffnet Deutsche Wehrmacht“ wieder verschlossen. Man hätte mir Wehrkraftzersetzung unterstellen können.

und für uns ein wesentlicher Versorgungspunkt war das 10 km entfernte St. Blasien. Mindestens einmal wöchentlich musste das Städtchen für Einkäufe besucht werden. Dort gab es zwei oder drei Metzgereien, für die uns auf Lebensmittelmärkten zugeteilten Fleischrationen, eine Apotheke, die Sparkasse usw. Die Wege mussten wir stets zu Fuß zurücklegen, denn eine Busverbindung gab es nicht mehr. Ein Fahrrad hatten wir auch nicht, und sofern man sich eines leihen konnte, dann nur eines ohne Reifen.

Schon früher war ich stets ein begeisterter Mathematik- und Physikschüler gewesen, und autodidaktisch war ich vermöge meiner vorhandenen Schulbücher schon wieder an meine Weiterbildung in diese Fächer gegangen. Hierzu löste ich sämtliche Aufgaben dazu im Anhang. Hatte ich ein Kapitel nebst der zugehörigen Aufgabe bewältigt, so vermerkte ich mir die Quintessenz des Hinzugelernten in einem Merkheftchen, das ich fortan auf allen Märschen im Rucksack mitführte. Konnte während dieser Fußmärsche nichts neu hinzugelernt werden, so wurde wenigstens repetiert und aufkommende Unklarheiten sofort mittels des Merkheftchens richtig gestellt. So wurde jede mögliche Minute des Tages geistig gearbeitet.

Nun war es für mich wichtig zu wissen, ob meine Aufgabenlösungen auch richtig waren; denn natürlich verfügte ich nicht über ein Lehrer-Lösungsheft. So machte ich mich in St. Blasien auf die Suche nach einem Lehrer, und dabei war mir diesmal das Glück hold. Vor und während des Krieges waren die Oberschüler aus St. Blasien mit einem von der Post gestellten Schülerbus des Morgens zum Oberrealgymnasium nach Waldshut und nach Schulschluss wieder nach St. Blasien zurückbefördert worden. In Waldshut sollte das Gymnasium demnächst wieder eröffnet und die Schulbusverbindung wieder eingerichtet werden.

Zur Vorbereitung ihres Wiedereinstiegs in die gymnasiale Oberstufe fand sich der die St. Blasier Wetterwarte betreuende Physiker Dr. Busse, ehrenden Andenkens bereit, für seine Tochter mit den St. Blasier Schülern in den naturwissenschaftlichen Fächern einen Kurs abzuhalten, an dem auch ich teilnehmen durfte. Nun wanderte ich vier Mal in der Woche die zwei Mal zehn Kilometer bei Regen und Schnee auf teils ungebahnten Wegen in Halbschuhen nach St. Blasien und zurück^{4[4]}. Für mich gar überraschenderweise galt ich plötzlich in diesem Kreis als mathematischer Primus.

Nun galt es auch meine Sprachkenntnisse wieder aufzufrischen und von dem plötzlich so wichtig gewordenen Fach Französisch hatte ich noch gar keine Erfahrung. Doch hier half mir der im Krieg nach Schlageten evakuierte Professor Gött, ein Vetter des Dichters und Schriftstellers Emil Gött. Er wurde mir zu einem liebenswerten väterlichen Freund. Bald beherrschte ich dank seiner Hilfe die französische Grammatik aus dem FF. Täglich übte ich mich nun zusätzlich allein mit mindestens fünf Stunden in den beiden Sprachen.

^{4[4]} Kam man morgens nach St. Blasien, wenn die französische Besatzung vor der Sparkasse an der Brücke (damalige Lage) bei Trompetensignal die französische Fahne hißten, so mußte man stehenbleiben und die Mütze abnehmen

Vielleicht ist es nun angezeigt, einmal etwas näher auf die Lebensumstände in jener Zeit einzugehen. Die Lebensmittelrationen waren sehr, sehr karg, wie schon berichtet. Schuhe oder Sohlenleder konnte man nicht kaufen. Der Dorfschuster ging oft auf Stör zu Schuhreparaturen bei den reichen Bauern, die damals über alles, selbstverständlich auch über Leder verfügten. In seiner Werkstatt fehlte es ihm an Reparaturmaterialien. Auch Streichhölzer, doch so notwendig zum Anheizen der Kochgelegenheit, gab es nicht. Glücklicherweise konnte ich einen Zigarettenanzünder erstehen, der allerdings nur kurzzeitig in die Steckdose gesteckt werden durfte, sollte die Spirale nicht durchbrennen. Mit einem Papierstreifen der „Badischen Zeitung“, die auch dringend als Toilettenpapier benötigt wurde, ließ sich der Ofenherd anzünden.

Aus Verzweiflung holte ich mir aus dem Rathaus alte, wirklich nicht mehr reparierbare Fahrradreifen, die einstmals in der Kriegszeit bei Aushändigung eines Bezugsscheines dort abgegeben werden mussten, und nagelte sie mir selbst auf meine Halbschuhe. Schreibpapier gab es nicht. Der Gefälligkeit des Hauswartes der Albrucker Papierfabrik, den meine Mutter kannte, verdankte ich etwas Packpapier, aus dem ich mir meine Hefte zusammennähte. Für Nebenrechnungen und Entwürfe konnte ich im dörflichen Gemischtwarengeschäft eine Schultafel erwerben, die man wieder abwischen konnte.

Wir hatten uns auf zwei kleine Zimmer von je etwa 9 qm im Oberstock des Hauses zurückgezogen, denn der untere Stock wurde von meiner aus Berlin evakuierten Tante mit ihrer Tochter bewohnt. Im Zimmer mit der Kaminwand hatten wir einen noch im Haus befindlichen Eisenofen aufgestellt und als Wohnküche mit einem Bett für meine Mutter eingerichtet. Ein kleiner Tisch diente uns für die Mahlzeiten und mir für meine Arbeiten. Wasser musste vom Brunnen in Eimern herauf- und Abwasser wieder hinabgeschafft werden. Selbstverständlich war das WC als so genanntes „Plumpsklosett“ ebenfalls außerhalb des Hauses gelegen. Der Brunnen führte nur wenig Wasser, das wir uns auch oft bei Nachbarn holen mussten.

Im Sommer 1946 bestand ich die Aufnahmeprüfung für die Unterprima des Oberreal-Gymnasiums Waldshut. Zunächst wohnte ich im Waldshuter Kolpinghaus. Dankbaren Gedenkens erinnere ich mich an die Ordensschwestern, die es stets verstanden haben, uns bei ihren geringen Möglichkeiten des Mittags eine warme Suppe vorzusetzen. Auch in der großen Pause gab es aus Schweizer Spenden der Nachbargemeinde etwas Warmes. Für die meisten von uns die erste Mahlzeit am Tage. Einer meiner Schulkameraden wurde vor Hunger oft ohnmächtig. So fühlen wir ehemalige Schüler jener Zeit uns dieser Schweizer Nachbargemeinde zeitlebens in besonderem Maße zu Dank verpflichtet.

Schulbücher gab es nicht, abgesehen von einem Französisch-Lehrbuch. Es gab auch einen französischen Schuldezernenten. Ein Herr Dupont war es, glaube ich. Wir waren folglich darauf angewiesen, im Unterricht gut aufzupassen und gewissenhaft mitzuschreiben. Unsere Lehrer verehrten wir – Menschen, die sich in dieser miesen Zeit, wo für Geld allein praktisch nichts zu haben war, unserer Wissbegierde annahmen. Selbstverständlich sprangen wir auf, wurden wir gefragt, waren wir teils auch im Kriegseinsatz schon längst selbst auf verantwortungsvollen Posten gewesen.

Nach den Weihnachtsferien durfte ich wegen meines Alters und meiner Leistungen in die Oberprima wechseln. In den Ferien hatte ich bereits den mir fehlenden Lehrstoff nachgearbeitet. Ein Herr Prof. Dr. Langbeck, seines Zeichens pensionierter ehemaliger Meteorologe, half mir liebenswerter Weise dabei. Im Kolpinghaus musste ich das Zimmer stets mit anderen teilen, es gab einen häufigen Wechsel, und gerade am Abend musste ich noch arbeiten können. Ein steiler Waldweg, im Frühjahr teils Bachbett führte von Schlageten hinauf nach Tiefenhäusern. Dort konnte ich den Schulbus bekommen. Nun kletterte ich des morgens in der Dunkelheit – Taschenlampenbatterien gab es nicht - teils durch tiefem Schnee die Schultasche im Rucksack oft auf allen Vieren zum Bus-Haltepunkt hoch. Zur Orientierung schaute ich hoch. Wo die Bäume etwas weiter auseinander standen, musste ich mich unten noch auf dem richtigen Weg befinden. Oft bin ich dabei auf vereistem Untergrund hingeflogen. Der stets bereits überfüllte Bus wartete nicht. Ich musste pünktlich sein.

Eine kleine Episode aus dieser Schulzeit sei hier erwähnt, schildert sie doch die Beklemmungen, denen wir damals ausgesetzt waren. Da es keine Schulbücher gab, hatten wir uns mehr oder minder alle ein Lehrbuch aus der Zeit von vor 1945 auszuleihen bemüht. Nun, wir hatten gerade Französisch bei einer jungen Französin, als das Gerücht in der Klasse umging, der Herr Dupont befinde sich in der Schule und kontrolliere die Schülertaschen auf Bücher aus der Zeit des Dritten Reiches, und bei wem ein solches Buch gefunden würde, der fliege von der Schule. Entsetzt sprang meine Schulkameradin hinter mir auf und legte ihre Dritte-Reich-Bücher in den Lehrer-Katheter. Wir alle folgten diesem Beispiel. Nun wollte aber unsere Lehrerin wissen, was dies bedeuten solle. Unser Klassenältester erklärte es ihr schließlich. Sie zeigte sich nobel. Wir möchten ruhig wieder unsere Bücher holen, sie würde dafür sorgen, dass uns nichts geschehe.

Offenbar herrschte bei den französischen Politikern damals die Vorstellung, unser Südbaden zu Frankreich einzuverleiben. Das Abitur rückte näher, und wir wussten sechs Wochen vor diesem Termin immer noch nicht, sollte das Abitur nach herkömmlichem deutschem oder französischem Muster stattfinden. Schließlich war entschieden worden, es müsse nach französischem Muster abgehalten werden. Für uns hieß es deshalb, die Jahresnote durfte nicht gelten, wir wurden Tage hintereinander an einem fremden Schulort von uns fremden Lehrern schriftlich und mündlich abgeprüft. Auch die Aufsicht während der schriftlichen Prüfung durfte ausschließlich von fachfremden Lehrern gehalten werden. Einen Zeitungsausschnitt aus dem „Albboten“ oder dem „Südkurier“ oder der „Badischen Zeitung“ hierzu aus jener Zeit, füge ich ein:

ARME BEDAUERNSWERTE

Abiturienten!?

EIN NEUES PRÜFUNGSYSTEM IN DER FRANZÖSISCHEN ZONE

Das französische Schulwesen ist durch seine vielen Prüfungen bekannt und — bei den Schülern wenigstens — berüchtigt. Prüfungen zu Beginn, in der Mitte und am Ende jeden Schuljahres werden zur Erzielung höchster Leistungen eingelegt. Und dazwischen gibt es auch noch welche. Die größten Anforderungen stellt jedoch die Abiturientenprüfung an die Schüler. „Wie gemein“, dachten die Oberschüler in der französischen Zone, als sie erfuhren, daß auch sie zukünftig — von allen guten Geistern verlassen — diesen Prüfungsmethoden ausgeliefert sind.

Zum ersten Mal werden nun in Südbaden die Abiturientenprüfungen nach einem neuen Verfahren abgenommen. Südbaden ist in sieben Prüfungsbezirke eingeteilt worden. Die Schüler legen die Prüfungen nicht mehr bei ihren eigenen Schulen ab, sondern stehen an dem ihnen zugewiesenen Prüfungsort fremden Lehrern gegenüber. Die Aufgaben stellt das Ministerium; sie sind im ganzen Land gleich. In einem verschlossenen Umschlag kommen die Themen zu den Prüfungsgruppen, wo sie ein Lehrer seiner Gruppe bekannt gibt. Jedem Prüfling wird eine Nummer zugeteilt, mit der er an Stelle des Namens seine Arbeiten zeichnet: Die Lehrer, die Prüfungsarbeiten werten, wissen also nicht, welchen Schüler sie beurteilen. Ebensov wenig weiß der Geprüfte, welcher Lehrer seine Arbeit in die Hand bekommt. Um ganz sicher zu gehen, hat man durch ein genau ausgeklügeltes Verteilungssystem dafür gesorgt, daß niemals ein Lehrer die Aufgaben seiner eigenen Schüler prüft. Erst wenn alle Beurteilungen festliegen, setzt eine zentrale Stelle, die bis dahin keine der Arbeiten kennt, hinter die Nummern die dazugehörenden Namen.

Die Prüflinge sind in Gruppen zu je 15 Schülern eingeteilt. Diese Gruppen bleiben während der gesamten Prüfungszeit beisammen. Sie schwitzen gemeinsam über den schriftlichen Arbeiten und bei den münd-

lichen Prüfungen blicken sie gemeinsam ihrem Schicksal in Gestalt unbekannter Lehrer ins Auge. Die schriftlichen Arbeiten werden von Lehrern beaufsichtigt, die in dem betreffenden Fach nicht unterrichten. Dadurch soll verhindert werden, daß die Lehrer den Schülern bei ihren Aufgaben helfen. Fünf schriftliche Arbeiten werden angefertigt: Ein deutscher Aufsatz, zwei Übersetzungen aus Fremdsprachen — je nach Schularart aus Französisch, Englisch, Latein und Griechisch — eine mathematische und eine naturwissenschaftliche Arbeit.

„DU“ notiert:

Jugendliche Schwarzhändler werden künftig in Hamburg in Arbeiterziehungsgruppen eingereiht und sollen unter Aufsicht in der Hauptsache zur Trümmerbeseitigung eingesetzt werden.

Die Universität Göttingen veranstaltet in der Zeit vom 15. bis 20. September einen internationalen Ferienkurs, zu dem mehrere englische und alle schweizerischen Studentenverbände eingeladen wurden.

Vom 22. bis 31. Juli findet in Oslo die zweite Weltkonferenz der christlichen Jugend statt. 1500 Teilnehmer aus über 50 Ländern wurden angemeldet. Aus Deutschland werden 18 Delegierte teilnehmen.

Elf Universitäten in den westlichen Besatzungszonen wurden für amerikanische Studenten im Sommersemester zum Studium freigegeben: Tübingen, Mainz, Freiburg; Kiel, Hamburg, Münster, Göttingen, Bonn; Heidelberg, Marburg, Erlangen.

An Stelle der Noten 1—8 ist eine Punktbewertung von 1—20 getreten. 20 ist die beste Beurteilung; völlig verfehlte Arbeiten können 0 Punkte erhalten.

Bei den Abiturienten wird dieses neue Verfahren wohl kaum reine Freude ausgelöst haben. Bei unserem „Abitur“ wurden zwischen Katheder und den Bankreihen noch allerlei zarte Winks ausgetauscht. Damit ist's nun aus. Der eine oder andere, dem der „Prüfungsschock“ in die Knochen gefahren ist, wird vielleicht bei den mündlichen Prüfungen von einem fremden Lehrer ungünstiger beurteilt werden, als von einem Lehrer, der ihn kennt. Äußere Verhältnisse verursachen außerdem erhebliche Leistungsunterschiede bei den einzelnen Schulen. Es fehlen gute Lehrkräfte, an manchen Schulen war der Unterricht unregelmäßiger als an anderen, weil weniger Heizmaterial vorhanden oder die Schulen stärker zerstört waren. Man hat zwar versucht, den örtlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen, trotzdem können sich daraus gewisse Ungerechtigkeiten ergeben, da allen Schülern die gleichen Aufgaben gestellt wurden. Die Gefahren dieser Prüfungspraxis werden aber wohl zum größten Teil verschwinden, wenn wieder überall ein normaler Schulbetrieb möglich ist. Die absolute Objektivität, die Ausschaltung persönlicher Zu- oder Abneigung zwischen Schüler und Lehrer, ist bestimmt in Ansporn zur Steigerung der Leistungen. Nur das individuelle Können entscheidet — ein Prinzip, das uns wesentlich sympathischer ist, als z. B. die nivellierende Einheitsschule, die jetzt in der Ostzone eingeführt wurde.

U. B.

Also fuhren wir zum Abitur gemeinsam mit der Bahn nach Lörrach. Eine gesicherte Übernachtungsmöglichkeit für diese Tage hatten die wenigsten von uns. Die meisten Hotels waren wohl noch mit Flüchtlingen belegt, wir Jungen waren es freilich noch vom Krieg her gewohnt, auch einmal eine Nacht irgendwo im Heuschober zu verbringen. Für unsere Mädchen war es schwieriger. Manche von uns haben die Nächte in der Bahnhofswartehalle zugebracht. Dennoch hatten wir schließlich bestanden. Als wir wieder abends am Bahnhof Waldshut ankamen, warteten die Schüler der Unterprima auf uns. Den Mädchen reichten sie eine Rose in die Hand und uns Jungen wurde sie ans Revers gesteckt. Eine nette, liebenswerte Geste. Dem damaligen Stadtpfarrer Tröndle^{5[5]}, dem Direktor unseres Gymnasiums, Herrn Dr. Schuler, den Lehrern, Herrn Dr. Kohlbecker, Herrn Prof. Strub, Herrn Dr. Sauerbeck und allen übrigen gedenken wir Ehemaligen in großer Dankbarkeit.

^{5[5]} Die Pfarrer genossen damals das Vertrauen der französischen Besatzungsmacht. Sie haben in jener Zeit auch vermittelnd viel für die Bevölkerung getan

Dem damaligen Stadtpfarrer Tröndle^{6[5]}, dem Direktor unseres Gymnasiums, Herrn Dr. Schuler, den Lehrern, Herrn Dr. Kohlbecker, Herrn Prof. Strub, Herrn Dr. Sauerbeck und allen übrigen gedenken wir Ehemaligen in großer Dankbarkeit.

Nun wollte ich gerne ein Ingenieurstudium aufnehmen; doch die Hochschulen und Universitäten in unseren Städten waren vom Krieg zerstört worden und hatten deshalb nur eine sehr bescheidenen Aufnahmekapazität. Ich hatte allerdings ein recht gutes Abiturzeugnis mit Spitzennoten in den naturwissenschaftlichen Fächern, und ein weiteres Empfehlungsschreiben hatte mir unser Mathematik- und Physiklehrer, Herr Prof. Strub, noch beigegeben. So gelang es mir dennoch, einen Studienplatz zu erlangen.

Ein praktisches Halbjahr und 200 Stunden Aufbaudienst an der Hochschule waren noch vor dem Studiumsantritt abzuleisten. Nach dem ersten Semester kam die Währungsreform, die Sparguthaben wurden von 100 Reichsmark zunächst auf 6,50 DM umgestellt. Das Guthaben meiner Mutter schmolz zusammen. Dennoch wurde unter Ausnutzung aller Sparmöglichkeiten mir noch ein 2. Semester finanziert.

Gegen Ende dieses Semesters kehrte mein Vater aus seiner niederländischen Gefangenschaft nach Schlageten zurück. Ab nun benötigten meine Eltern jede D-Mark selbst, fehlte ihnen doch eine regelmäßige Einkommensquelle. In Speyer hatte mein Vater einmal zur späteren Übernahme durch mich ein Geschäft gekauft, das von seinem inzwischen an Krebs schwer erkrankten Bruder verwaltet wurde. So musste ich mein Studium aufgeben und zog mit meinen Eltern, die fortan das Geschäft selbst übernahmen, nach dort. Mein Onkel durfte die Geschäftsbücher weiterführen und wurde zu seiner Versorgung entsprechend entlohnt. Auch für seine Altersrente hatte meine Mutter gesorgt.

Leider führte das Geschäft einen Artikel, der für jene Zeit kaum gefragt war. Wir mussten auf andere Artikel umstellen; aber es fehlte uns hierzu eigentlich das erforderliche Kapital. So fuhr ich in diesen Monaten immer mit den Einnahmen des Vortages mit dem Fahrrad^{7[6]} von Speyer nach Mannheim, um gegen Barzahlung bei den Grossisten neue Ware einzukaufen. Später hatte ich hierfür ein Leichtmotorrad. Wir lebten äußerst bescheiden. Das Büro war dank des großen Geschickes meines Vaters in ein Werkstattabteil verlegt und der Raum, nunmehr Wohn- und Schlafraum meiner Eltern, zweckmäßig und schön hergerichtet worden. Selbst durfte ich mir einen Schlafplatz im Lager abteilen.

Mein Onkel verstarb, und ich übernahm die Buchführung, Den Kaufmannsgehilfenbrief hatte ich inzwischen auch in der Tasche. Nun ereilte uns eine steuerliche Betriebsprüfung, deren Ergebnis eine uns sehr bedrückende Nachzahlung war. Sich dermaßen abmühen zu müssen und sich hernach den Ertrag vom Finanzamt wieder abnehmen zu lassen, konnte nicht erstrebenswert sein. Inzwischen

^{6[5]} Die Pfarrer genossen damals das Vertrauen der französischen Besatzungsmacht. Sie haben in jener Zeit auch vermittelnd viel für die Bevölkerung getan

^{7[6]} um die Bahnkosten einzusparen

hatte sich der Geschäftsablauf einigermaßen normalisiert. Die Buchführung konnte ich auch samstags und sonntags besorgen.

So wechselte ich in die Betriebsprüfung und Steuerberatung. Mein erster Fall war die Bilanzerstellung und die Abfassung eines Geschäftsberichtes für eine kleine Krankenversicherung. Auch bei den späteren Prüfungen größerer Unternehmen und in der Kanzlei lernte ich viel hinzu. Als ich mir etwas gespart hatte, begann ich nun ein Studium der Betriebs- und Volkswirtschaft, das ich mit den Diplomen als Handelslehrer und des Diplomkaufmannes abschloss. Mein weiterer Lebensweg führte alsdann in den Schuldienst; denn das Geschäft meiner Eltern, welches noch in eine Nebenstraße verlegt werden musste, blieb wenig auskömmlich.

Wenn ich heute im 80ten Lebensjahr aus meiner Lebenserfahrung unserer Jugend eine Empfehlung geben dürfte, so lautete sie: „Wahret stets Selbstdisziplin“. Manchmal mag sie sehr weh tun; doch sich selbst kann man Dinge zumuten, die man einem Fremden, würde er sie einem aufzuzwingen versuchen, sehr verübeln würde. Nur bei strikter Wahrung von Selbstdisziplin im Ausharren bei der Arbeit kommt man im Leben und Lernen voran; denn das Lernen ist ein aktiver Prozess, und zwar aufseiten des Schülers. Fehlt es daran, so sind sämtliche wohlgemeinten Fördermittel verlorenes Geld und wären sinnvoller anderweitig eingesetzt, mögen es unsere heutigen politischen Bildungsfrauen auf Ministeriebene auch noch nicht erfasst haben.

Diese Zeitspanne aus meinem Leben vermochte ich nur aus der selbst erlebten Sicht niederzuschreiben. Aus meiner Kriegszeit gäbe es freilich noch weit mehr zu berichten.

18. Januar 2005

Ernst Kaiser
